



Unterwegs zwischen den Dörfern Duma und Kafr Malik im Westjordanland. Anwar, der Guide, hilft unserer Autorin unter dem Stacheldrahtzaun hindurch

Zu Fuß ins gelobte Land

Wer auf Abrahams Spuren durch Palästina wandert, will mehr verstehen vom Konflikt und scheut kein Ziehen in den Waden VON AGNES FAZEKAS

Der erste Stein fliegt auf der Anhöhe von Ein Samija. Geworfen hat ihn Anwar, unser palästinensischer Wanderführer. Sein Ziel: ein kniehohes Steinmännchen. Doch nur dessen Brust verrutscht. Der Kopf, ein flacher Kiesel, bleibt liegen.

Anwar hat das Männchen auf einer Wiese aufgebaut, die uns nach dem Aufstieg aus der Felsen-schlucht mit zartrosa Malven und knallroten Anemonen überraschte. Der 46-Jährige trägt ein Schirmkappi mit Ohrensegeln. Sein bärtiges Gesicht liegt im Schatten, als er sagt: »Das haben wir als Kinder immer gespielt.« Die Wucht, mit der Anwar den Stein warf, hatte allerdings nichts Spielerisches. Vielleicht ist seine Wut auf kleine Flamme gedreht, wenn er wandert oder lacht, aber jetzt flackert sie auf.

Steinschleudern im Heiligen Land, das hat Tradition. Schon David behauptete sich so gegen Goliath. Doch wir sind in friedlicher Mission unterwegs. Wir wandern auf den Spuren Abrahams – des Stammvaters der Juden, Muslime und Christen. Er ist der gemeinsame Nenner der Religionen; im Arabischen trägt er den Beinamen *al-chalil*, der Freund. Deshalb hat William Ury, Konfliktforscher an der Harvard-Universität, sich eine Initiative ausgedacht: eine Wanderroute entlang der Orte, die Abraham vor 4000 Jahren besucht haben soll. Von der mesopotamischen Stadt Harran in der Türkei über Syrien, Jordanien und Israel bis in die palästinensischen Autonomiegebiete – immerhin 1200 Kilometer soll Abraham zurückgelegt haben auf dem Weg ins gelobte Land Kanaan.

Im Vergleich dazu machen wir einen Spaziergang. In vier Tagen wollen wir von Nablus nach Taybeh laufen, rund fünfzig Kilometer durch das Zentrum des Westjordanlands. Wir, das sind Anwar und acht Touristen aus Großbritannien, den USA, Deutschland und Kolumbien. Doch wir haben noch einen zehnten Gefährten dabei. Manchmal vergessen wir ihn. In der Stille eines regenlosen Wadis oder jetzt, auf dem sonnigen Plateau von Ein Samija. Aber Anwar erinnert uns daran, dass der dunkle Bursche immer mitläuft. Er gibt ihm viele Namen: Besatzung, Siedler, Landraub. Wir anderen drücken es vorsichtiger aus: Unser Begleiter ist der Konflikt.

Doch zurück zum Anfang. Wir treffen Anwar in Bethlehem, im Büro des Siraj Centers – eine einheimische Organisation, die geführte Touren auf dem Pfad anbietet. Ein Sammeltaxi karrt uns in den Norden nach Nablus. Zu Bibelzeiten hieß die Siedlung zwischen den zwei Hügeln Schechem,

und hier soll Gott Abraham das Land für seine Nachkommen versprochen haben. In der Krypta von Sankt Photina trinken wir einen Schluck aus der heiligen Brunnenquelle, die nach Abrahams Enkel Jakob benannt ist. Dann lassen wir uns durch das Gewusel des Suks treiben, immer der Nase nach: zu Türmen aus handgestanzten Steinstücken, natürlichem Viagra aus dem Libanon im Gewürzladen und gehäuteten Schafsköpfchen, die von einer Metzgerei baumeln.

Inmitten des Marktgewühls kosten wir buttrige Fladen aus Käse, Gries und Rosensirup. Knafsch, das Nationaldessert. Es liegt uns schwer im Magen. Aber da ist noch etwas, was wir verdauen müssen. Die zerfledderten Plakate, die an den Mauern der Altstadt hängen: Jungs mit Kindergesichtern und Kalaschnikows. »Märtyrer«, sagt Anwar. Nablus galt einst als Hochburg des Terrors, als Brutstätte der Al-Aksa-Brigaden. Einschusslöcher und von Panzern abraisierte Haus-ecken erinnern an die Belagerung der Israelis während der Zweiten Intifada. Als wir später in einem Kaffeehaus beim Mokka zusammensitzen, will Julia aus Kolumbien wissen, ob es gefährlich sei, dass wir uns bald so nah an den israelischen Siedlungen bewegen. »Keine Sorge«, sagt Anwar und lacht bitter, »meist ist Maschendraht dazwischen.« Die Trutzburgen der Israelis auf den Hügelkuppen seien von hohen Zäunen umgeben.

Umm Ahmed schenkt jeder von uns Frauen ein buntes Koptfuch

Dann erklärt Anwar, dass der Rundgang durch Nablus schon der heutige Streckenabschnitt gewesen sei. Martin und Monika gucken auf ihre schweren Wanderschuhe: »Wieso können wir nicht weiterlaufen? Dafür sind wir doch hier!« – »Schwui, schwui«, sagt Anwar. Immer mit der Ruhe. Erst als wir im Taxi zu unserem Nachtquartier in Awarta sitzen, erklärt er: »Der Fahrer kennt einen Schleichweg. So ersparen wir uns Probleme am Checkpoint.«

In Awarta werden die Gebäude umso ertümlicher, je tiefer wir ins Dorf kommen. Das unverputzte

Mauerwerk aus rohen Steinquadern glüht golden in der sinkenden Sonne. Umm Ahmed, unsere Gastgeberin, erwartet uns mit ihrem Sohn Ahmed vor dem Haus. Seit ihr Mann gestorben ist und die Tochter verheiratet sind, leben sie hier zu zweit und verdienen sich etwas dazu, indem sie Wanderer beherbergen. Das man bei Einheimischen übernachtet, gehört zum Konzept des Abrahamspfad: So erleben Besucher Gastfreundschaft, wo sie vielleicht Feindseligkeit erwarten, und bringen Geld in Regionen, die es dringend benötigen.

Umm Ahmed schenkt jeder von uns Frauen ein buntes Koptfuch und bedauert uns ausgiebig: Anwar hat ihr erzählt, wir seien müde und müssten uns ausruhen. Wir widersprechen nicht mehr, sondern folgen ihr aufs Flachdach, um die Aussicht zu genießen: unzählige Hügelkämme mit Dörfern darauf. Da dröhnt eine Stimme aus dem Minarett gegenüber. Jemand hat das Mikrofon gekapert: Statt des Abendgebets ertönt ein trunken klingender Kampfprud. Für die Einwohner von Awarta ist heute ein großer Tag. »Ein Mann kommt frei – nach sieben Jahren Gefängnis«, erklärt Ahmed. Wenig später kurvt ein Auto mit Lautsprecheranlage um den Dorfplatz. Arabischer Pop wummert aus den Boxen, dann knallt ein Feuerwerk.

Als wir uns, satt von Linsenreis mit Joghurt, im Sofaplätzchen fläzen, fragen wir Umm Ahmed, wer auf all den Fotos zu sehen ist, die zwischen Stickereien und Urkunden an der Wand hängen. Dabei erfahren wir, dass auch ihr Bruder schon lange in einem israelischen Gefängnis sitzt. »Er ist Journalist«, sagt sie, als ob das schon genug erkläre.

Während die beiden Ehepaare aus unserer Gruppe bei Nachbarn untergebracht sind, bekommen wir Frauen das rosa gerichene Mädchenzimmer von Umm Ahmeds erwachsenen Töchtern. Aber bevor wir uns hinlegen, klopft es an der Tür: Die Großmutter der Familie schaut vorbei, im schwarzen Strickkleid, besetzt mit Strassesteinchen. Auf ihrer Brust liegt ein ovales Amulett, das hinten und vorne je ein Porträt zeigt: Zwei ihrer 16 Kinder sind während der Intifada umgekommen. Die Großmutter lobt uns: »Wir seien starke Frauen, dass wir uns hierhertrauen. Am nächsten Morgen sitzt Anwar schon am Früh-

stückstisch vor Schälchen mit Hummus, Öl und tugchgeschütteltem Käse, Pitabrot und Zatar, einer Thymianmischung. »Was steht heute auf dem Programm?«, will Kim, die Amerikanerin, wissen. »Schmanet hawa. Frische Luft schnuppern. Das Ziel hat keine Bedeutung.« So ganz stimmt das nicht. Wir werden 18 Kilometer nach Duma wandern und dort in Anwars Haus schlafen. Er wirft sich den Rucksack auf den Rücken: »Jalla! Auf geht's!«

Terrassenfelder mit Olivenbäumen und grünem Weizen schichten sich vor uns auf – hier gibt es nur bergauf oder bergab. Die Erde ist so satt und rot, wie es sich die Bauern nach dem Winterregen wünschen. Ohne dass wir es bemerken, führt unser Feldweg aus der palästinensisch verwalteten Area A in den sandfarbenen Bereich unserer Straßenkarte: Area B, die Übergangszone. Dahinter erwartet uns sehr viel Weiß – ein Gebiet, das unter israelischer Militärverwaltung steht, Area C. Nicolas entdeckt einen Farblecks auf einem Felsen: »Unsere Markierung?« Nein, die gehöre zu einer israelischen Wanderoute, sagt Anwar: »Unser Weg ist nicht ausgezeichnet, sondern in meinem Kopf.« Und das aus gutem Grund: Einmal hätten die Guides den Pfad schon verlegen müssen, weil ein radikaler Siedler Wanderer mit dem Gewehr bedrohte.

»Wollt ihr denn nicht mit mir ins Paradies?«, fragt Scheich Abdullah

Anwar bedient sich aus der Natur wie von einem Salatbuffet. Er lässt uns grüne Mandeln kosten, zupft die Köpfcchen blauer Blumen ab und zeigt, wie man daraus den Nektar saugt. Fürs Abendessen packt er Fenchel und Salbeiblätter in den Rucksack. Zuletzt finden wir wilden Spargel. Als wir in Akraha ankommen, ist unser Appetit ordentlich angeregt. Während wir uns nach dem Mittagessen in einem Frauenzentrum noch traditionelle Stickereien zeigen lassen, verschwindet Anwar zum Gebet.

Beim Weiterlaufen zieht uns das Auf und Ab des Vormittags bereits in den Waden. Abraham muss ein ziemlich sportlicher alter Herr gewesen sein – als er hier unterwegs war, soll er sich schon in der zweiten Hälfte seiner 175 Lebensjahre befunden haben. Allmählich geht uns auf, dass wir wirklich wandern. Da kommt uns Scheich Abdullah gerade recht. Wie all die Bauern, Hirten und Olivenpflückerinnen auf dem Weg begrüßt Anwar ihn mit Überschwang. Dann legt das religiöse Oberhaupt mitten auf der Straße eine missionarische Rede hin, die wir uns gern gefallen lassen, immerhin spendet ein blühender Aprikosenbaum Schatten. Anwar übersetzt simultan:

ANZEIGE

LEBENSTRAUM TRANSIB

Mit DVD

SONDERZUGREISE ZARENGOLD
Transsibirische Eisenbahn für Genießer

ALLES INKLUSIVE
Flüge, Zugfahrt, Hotels, Mahlzeiten, Ausflüge, Gepäckträger-Service, Reiseleitung, Bordarzt

3 LÄNDER, 3 WELTWUNDER
Baikalsee, Wüste Gobi, Chinesische Mauer

16 Tage (Peking – Moskau) ab 3.900 € p. P.
10 Tage (Baikalsee – Moskau) ab 2.850 € p. P.

Jetzt Gratis-DVD und Katalog anfordern!

Lernidee Erlebnisreisen
Tel.: +49 (0)30 – 786 00 00
zeit@lernidee.de
www.lernidee.de/zeit

Foto: Anwar/Photo.com/Anwar für DIE ZEIT



Eine Büferin erwartet die Prozession

Foto: Azeiteiro/Miguel Borja/PP/Getty Images

Unsere Passion

Wenn in der Karwoche im portugiesischen Städtchen Braga die Glocken läuten, trägt ihr Klang die Gläubigen in eine ferne Zeit. Tausend Laiendarsteller inszenieren Jesu Weg zum Kreuz VON HANS W. KORFMANN

Ein Freitag im April. Scheinbar ein Tag wie jeder andere. Vor dem großen Saal des 150 Jahre alten Café Vianna mit seinen Spiegeln und Marmortischen sitzen unter den Arkaden alte Männer und trinken Kaffee. Ein Grüppchen steht vor dem Kiosk und liest die Überschriften der Zeitungen. Eigentlich längst in ihr Schicksal ergebene Bürger kaufen zögernd doch noch einmal eines dieser Lose, die alles für sie ändern könnten.

Feiner Regen fällt vom Himmel, wie so oft in dieser Jahreszeit. Frauen eilen, in der einen Hand die Einkaufstasche, in der anderen den großen Schirm, quer über die Praça da República. Kinder auf Skateboards gleiten durch das Bild, ein Liebespaar lässt sich vor dem Springbrunnen fotografieren, der Fontänen in den Himmel jagt, als wäre es nicht ohnehin schon feucht genug.

Auch Eurico Silva sitzt wieder auf seinem kleinen Stuhl zwischen den beiden selbst gebastelten Modellbahnen, die er unter den Arkaden aufstellen darf. Seit Jahren sitzt er hier und leiert mit der einen Hand die Gondel der Seilbahn zur Wallfahrtskirche Bom Jesus hinauf, während die andere die historische Straßenbahn vor dem Gebäude der Arcada hin- und herfahren lässt. Alle kennen ihn, er wäre längst auf Postkarten abgebildet, wenn es neuere Postkarten von Braga gäbe. Doch beim Zeitungsvorlesen hängen noch die kolibrierten Kartons mit den gelben Rändern aus den schleziger Jarmen. Silva macht ein mürrisches Gesicht, nur ein paar graue Mützen liegen in dem Spendenkart. Er hat sich mehr erhofft von diesem Freitag, der doch ein besonderer ist. Wenn es nur schon Nachmittag wäre!

Doch auch später, am Nachmittag, will sich sein Karton nicht füllen. Noch immer haben sich keine Menschen versammelt auf dem größten Platz der Stadt, noch immer geht das Leben seinen ganz gewöhnlichen Gang. Bis aus dem hellgrünen Himmel ein Donner fährt, so heftig, als wäre er nicht von dieser Welt. »Drei Uhr«, murmelt Silva. »Jetzt ist er gestorben. Jesus Christus.«

Auf zwölf Plätzen in Braga erschüttern Kanonenschläge die Erde und erinnern an die Todesstunde des Gottessohnes. Die alten Männer setzen Mienen auf, als ginge die Welt unter. Der Taxifahrer, der gerade zwei müde Pilger im Café abgesetzt hat und noch einen Espresso mit ihnen trinkt, schüttelt den Kopf. »Ich mag Braga nicht«, sagt er, »die Leute sind mir zu ernst. Braga ist das Ende der Welt.«

Braga ist das Ende der Welt, doch in Braga schlägt auch das religiöse Herz Portugals. Hier steht die älteste Kathedrale des Landes, Relikt einer langen Blütezeit im Mittelalter. Und noch immer führt der Glaube in jeder Karwoche Menschen hier. Hunderttausend waren es im vergangenen Jahr, die an den Straßen standen und die berühmten abendlichen Osterprozessionen miterlebten – so viele Besucher, wie das Städtchen Einwohner hat. Diese Woche ist der traurige Höhepunkt im Leben von Braga, ein sonderbares Spektakel, das an einem andächtigen, manchmal verregneten Karfreitag endet.

Danach wird es wieder still. Das frühere geistige Zentrum des Landes ist aus dem Blick geraten, samt seiner Kirchen, seiner großen Plätze, seiner steinalten Villen. Der verwunschene Garten vor dem Palácio dos Biscainhos steht in keinem Reiseführer. Die Skulpturen barocker Engel und weiblicher Grazien, deren Konturen unter unzähligen Regenschauern ganz weich geworden sind, tragen die feierliche Patina des Alters und der Vergessenheit. Es ist, als sei Braga im Mittelalter stecken geblieben, als müsste man einmal die Uhren aufziehen.

Doch das kann nicht einmal Herr Araújo, der gegenüber dem Palácio seine Werkstatt hat. Hier beugen sich noch immer vier grauhaarige Herren mit dicken Brillen über Holzbänke voller Zahnräder, Federn und Unruhen, die zu ruhig geworden sind. Die Uhrmacher von Braga stehen im Ruf, so ziemlich alles zu reparieren, was sich dreht. Bis nach England sind sie schon gereist, um die Uhrwerke dort zu studieren. Denn wie Big Ben in London kündigen auch die Kirchturmuhrn von Braga die vollen Stunden mit dem berühmten

Westminster-Schlag an. Doch die portugiesischen Uhren sind virtuoser als die englischen. Herr Araújo öffnet die Rückseite einer alten Buffenuhr und deutet auf einen nachträglich eingebauten Hebel. Er müsste schon viele solcher Hebel einsetzen, denn im Mai, dem Monat der Heiligen Mutter Gottes, sollen die kleinen Wohnzimmeruhren ebenso wie die großen Kirchturmuhrn das Ave Maria antimmen. Dann betätigen die Bürger von Braga den Hebel und schalten zwischen den Glockenspielen hin und her.

Wenn in der Karwoche in Braga die Glocken klingen, dann trägt ihr Klang die Gläubigen in eine ferne Zeit. Die Kreuzigung ist nicht mehr Geschichte; sie steht unmittelbar bevor. Bestürzung scheint sich breit zu machen in dem Städtchen, dessen Fensterläden auch am späten Nachmittag noch zugesperrt sind, hinter denen Männer in alten Schulblenden nach dem weißen Hemd suchen, das sie jedes Jahr zu den abendlichen Prozessionen tragen. Frauen ihre langen Haare kämten, Kinder ihre Füße in Lackschuhe quetschen, die letztes Jahr noch pasteten. »Und alle gehen sie hin am Abend. Alle! So etwas gibt es nicht noch mal auf der Welt!«, sagt der Uhrmacher. »Aber ich bleibe heute zu Hause. Ich hab das schon oft genug gesehen.«

Wie voll die Straßen bald sein werden, sieht man hier nicht an. Die üblichen touristischen Angebote fehlen. Es gibt keine Feinkosthandlungen oder Souveniergehäfte, nur ein paar Läden in der Nähe der Kathedrale mit Heiligenfiguren: Christus am Kreuz, Christus beim Essen, Christus mit langer, schwarzer Hippiehaare, winzig klein oder lebensgroß, aber immer mit besonders gequältem Blick. Größte Sehenswürdigkeit des Ortes ist die Wallfahrtskirche Bom Jesus, deren Modell die Besucher schon bei Eurico Silva unter den Arkaden sehen konnten.

Wenn sie dann am Fuß der Treppe sind, die im Zickzackkurs den steilen, blühenden Berg hinauf bis zur Kirche führt, staunen sie. Und steigen empor wie Entdecker, bis sie endlich ganz oben stehen, hoch über der Stadt mit ihren alten Mauern inmitten eines grünen Friedens.

Wenn die Sonne scheint, dann ist die Kirche am Hang ein beliebtes Ausflugsziel. Ein Fotograf steht mit einem hölzernen Pferd hinter seiner alten Plattenkamera. Es gibt Terrassen mit Cafés und kleinen Gärten, in denen junge Paare flirten, Familienväter die Kinder zurechtweisen, eine Gruppe von Japanern die Kameras abhängt, um Kuchen zu essen. Das ganze Jahr über herrscht eine wunderbare Ruhe hier oben. Zwischen dem dicken Laub der Bäume des Naturparks werden laute Stimmen zu leisem Gemurmel, begleitet nur noch vom hellen Säuseln des Wassers, das überall zu fließen scheint und das seit 1852 unermüdlich auch die älteste Wasserkraftsellebahn der Welt antreibt: den Elevador von Braga.

Einmal im Jahr aber wird es auch in der Abgeschiedenheit über der Stadt lebhafter. Da sind alle Stühle der Cafés besetzt, Schwärme von Ausflüglern erklimmen die Treppen. Niemand der alte Elevator so oft hinabgezogen wie in den frühen Abendstunden der Karwoche. Dann verlagert sich der Strom in die Straßen. In endlosen Reihen stellen Einheimische und Gäste sich auf, drei Tage lang, um zu sehen, wie Hunderte Laiendarsteller, gekleidet in alte Gewänder, als Heilige Drei Könige, als Maria und Joseph, als Mutter Gottes mit Kind, als Soldaten, als Richter und Henker durch die nächtlichen Straßen ziehen. Die *semana santa*, die heilige Karwoche, ist die Auferstehung Brasas aus der Vergessenheit.

Dicht zusammengedrängt stehen die Menschen am Donnerstag in den Straßen bei der

Kathedrale, auf Balkonen, Fensterbänken, Parkbänken und kleinen Mauern. Sie haben die Lichter ihrer Wohnungen ausgeschaltet und die Häuser verlassen, um der großen Prozession des Ecce Homo zu folgen. Sogar einige Straßenlaternen haben sie verhängt, damit es so düster ist wie damals, als man Jesus zum Kreuz führte. Die Stimmung ist angespannt, nervöse Männer rauchen Zigaretten, Frauen ringen um Fassung, die Kinder am Straßenrand greifen nach den Händen ihrer Eltern, wenn, ganz in Schwarz und bedeckt mit Kapuzen, nur von qualmenden Fackeln an langen Stangen beleuchtet, die Wachen mit dem Gefangen durch die Straße ziehen. Und das Volk schweigt in tiefer Betroffenheit, kein Laut ist zu vernehmen, wenn der Zug für einen Moment still steht, kein Handy klingelt, kein Mensch wagt zu husteln während dieser großen Inszenierung. Nur die leisen Schritte bloßer Füße und das Stakkato der Lanzen auf dem alten Straßenpflaster sind zu hören. Und ab und zu das unterdrückte Schluchzen eines Kindes. Bis am Ende des tausend Darsteller langen Zuges eine Blaskapelle mit einem unsäglich traurigen Trauermarsch den Umzug abschließt.

Am Karfreitagabend tragen sie dann den Leichnam durch das mittelalterliche Stadtor in die Rua do Souto bis hinauf zur Kathedrale. Es scheint, als stünde nicht die Bewohner Brasas, sondern die Bewohner Jerusalems an der mit violetten Bannern und Trauerfroh geschmückten Straße. »So still ist es sonst nicht einmal um drei Uhr morgens, nicht einmal in Braga!«, sagt Marco Sousa, der als einer der offiziellen Wülden trägt die zwei Kilometer lange Strecke mitlaufen musste und sich jetzt in einer Bar bei einem Glas Wein erholt. Es ist, als fiele die Stadt in eine kollektive Depression. »Das ist unschreiblich. Das gibt es sonst nirgendwo mehr auf der Welt.«

Der Uhrmacher ist doch gekommen. Und auch er ist wieder angesteckt von der traurigen Feierlichkeit. Obwohl er das schon so oft gesehen hat. Aber so etwas gibt es eben nicht noch mal auf der Welt.



Fortsetzung von S. 55

Zu Fuß ins gelobte Land

Als wir das Haus in Duma endlich erreichen, in dem Anwar mit seiner Familie wohnt, jammert keiner mehr über zu wenig Bewegung. Wir besuchen seine Frau und die beiden Töchter in der Küche. Anwar erzählt stolz, dass er der erste Mann im Dorf sei, der eine Tochter auf die Universität geschickt habe. Die Älteste studiert nun in Nablus Onlinejournalismus. Der Artikel, an dem sie gerade schreibt, sei eine politische Fabel: »Meine Tante hat einer Ente Hühnerer untergejubelt, um zu sehen, ob die Küken schwimmen lernen.« Wenn das Experiment gelänge, ließe sich vielleicht etwas ändern in diesem Land, so das Gleichnis der angehenden Journalisten. Leider möchten die Küken aber nicht vergessen, dass sie Hühner sind.

Nach Sonnenuntergang will Anwar uns noch das Jordantal zeigen. Wir spazieren zum Dorfzugang, wo die Familien Gemüse und Gewürze anbauen, und blicken in der Weite der Nacht auf zwei Lichterketten. Die eine glitzert etwa dreißig Kilometer entfernt: Es sind die ersten Häuser von Jordanien. Das andere leuchtende Band besteht aus Häusern israelischer Siedler, und es strahlt nur etwa zehn Kilometer von hier. Bei seinem Anblick verstehen wir besser, warum Anwar nie zur Ruhe kommt: Seit er ein Kind ist, sieht er dieser Schlinge beim Wachsen zu. Er hat beobachtet, wie die Israelis mehr und mehr Land nahmen. Wie

sie von Bananen auf Weintrauben und dann auf Datteln umstellen – auf Obst, das teuer exportiert wird, während die palästinensische Wirtschaft im Würgegriff der Besatzung nach Luft schnappt.

Tag drei, 15 Kilometer. Am Vormittag erreichen wir Al-Magajir. Der Name des Dorfes bedeutet Veränderung. Das Wetter wechselt hier, sagt Anwar. Doch auch die Landschaft ist nun eine andere – schroffe Felsen statt sanfter Hügel. Dazu scheinen wir eine Grenze im Tierreich überschritten zu haben: Sind wir bisher alle paar Meter über faustgroße Schildkröten gestolpert, kringeln sich nun unzählige Raupen auf dem heißen Asphalt. Später sind es Tausendfüßler, die sich handlang und schwarz glänzend durch die korallenartigen Strukturen einer Wüstenpflanze winden.

Nach einem Picknick in einer Baumschule der Palästinensischen Autonomiebehörde klettern wir auf das Plateau von Ein Samija. Erst zögernd, dann wie im Rausch folgen wir Anwar und werfen ebenfalls auf das Steinmännchen. Treffer und Anfeuerungsrufe krachen schnell unanständig in die Stille über dem Land. Aber schließlich löst sich bei allen etwas: bei Anwar ein bisschen Wut, bei uns anderen die Spannung. Dann ruft Anwar »Jalla!«, und wir steigen ab. Im Schlingerkurs kreuzen wir eine Schafherde, umwandern eine Müllkippe, grüßen Beduinenfrauen, die

in offenen Zelten mit ihren Kindern von dem Fernseher hocken. Schließlich führt uns Anwar durch einen Kalksteinbruch. »Das ist unser weißes Gold«, erklärt er. Der feste Stein sei ein begehrtes Baumaterial. Wer ihn unter seinem Feld finde, sei reich.

Im Dorf Kafir Malik übernachtern wir in einem hundert Jahre alten Haus. Meterdicke Steinmauern isolieren das Untergeschoss wie ein Kühlfach. Heute sitzt auf dem antiken Fundament ein dunkel verspiegelter Aufbau, in dem sich eine hochmoderne Wohnlandschaft verbirgt. Wir helfen unserer Gastgeberin, Botfladen mit einer Mischung aus Öl, Zwiebeln und Sumach zu trinken: Sie backt sie für ein Musach-Gericht im elektrischen Nachfahren eines Lehmofens. Die Menge scheint völlig übertrieben. Aber sie sagt: »In einem palästinensischen Sprichwort heißt es: Wenn der Nachbar dein Essen riecht und du ihm nichts bringst, gibt es böses Blut.«

Die letzte Etappe führt uns in die einzige christliche Enklave des Westjordanlands, nach Taybeh. Schon auf den ersten Metern dorthin kratzt uns der Hagel so unarmharnig in die feuchten Gesichtern, dass Anwar uns in seinen Windschatten ordert. »Gott straft uns für das Bier am Morgen!«, sagt er – eine Anspielung auf die Brauerei, die wir in Taybeh besichtigen wollen. Bald hat sich der feuchte Lehm unsere Hosenbeine

hochgesaugt. Die Tücher von Umm Ahmed um die Köpfe gewickelt, sehen wir kaum etwas von der Landschaft; nur das Knirschen der zerschossenen Flaschen unter den Sohlen erinnert daran, dass auf der Kuppe mal wieder ein Militärstützpunkt sitzt.

Als der Hagel nachlässt und wir die Köpfe wieder heben, blicken wir schon auf die vorgelagerte Ortschaft Deir Dschari, die sich gemütlich an den Hang schmiegt. Nur das Knirschen der zerschossenen Flaschen unter den Sohlen erinnert daran, dass auf der Kuppe mal wieder ein Militärstützpunkt sitzt. Als der Hagel nachlässt und wir die Köpfe wieder heben, blicken wir schon auf die vorgelagerte Ortschaft Deir Dschari, die sich gemütlich an den Hang schmiegt. Nur das Knirschen der zerschossenen Flaschen unter den Sohlen erinnert daran, dass auf der Kuppe mal wieder ein Militärstützpunkt sitzt. Als der Hagel nachlässt und wir die Köpfe wieder heben, blicken wir schon auf die vorgelagerte Ortschaft Deir Dschari, die sich gemütlich an den Hang schmiegt. Nur das Knirschen der zerschossenen Flaschen unter den Sohlen erinnert daran, dass auf der Kuppe mal wieder ein Militärstützpunkt sitzt.

Anschließend streifen wir noch durch die Ruine der Kirche Al-Chidr; auch sie ist dem heiligen Georg gewidmet. Das zerfallene Gemäuer stammt aus by-

zantinischer Zeit. Anwar lässt Schmuckstücke durch seine Finger gleiten, die jemand mit Kerzen und einer zerfallenen Blumenstraße zu einer Gedenkstätte arrangiert hat. »Das ist echtes Gold! Und keiner nimmt es mit!« Die Marienfiguren aus Plastik lächeln irre. Im Zweifelsfall des abklingenden Unwetters erscheinen sie arabisch wie Voodoopuppen. Wie soll man das einem Anhänger des modernen Islams erklären?

Zum Abschied umarmen sich alle. Anwar fährt nach Duma zurück. Wir anderen nach Jerusalem oder Tel Aviv. Unseren düstern zehnten Mann lassen wir irgendwo im Schatten des Sperrwalls stehen. Mehr zum Abrahamspfad unter www.abrahampfad.org. Eine viertägige Wanderung auf der palästinensischen Teilstrecke kann man beim Siraj Center buchen – inklusive Transport, Guide, Essen und Unterkunft rund 500 Euro. www.sirajcenter.org

www.zeit.de/audio

HINWEIS DER REDAKTION:

Bei unseren Recherchen nutzen wir gelegentlich die Unterstützung von Fremdenverkehrsämtern, Tourismusagenturen, Veranstalter, Fluglinien oder Hotelunternehmen. Dies hat keinen Einfluss auf den Inhalt der Berichterstattung.